



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Officiercorps des kaiserlichen Heeres nicht stärker, sondern schwächer aus den gewaltigen Zuckungen, die der Staat in letzter Zeit bestanden hat, hervorgegangen.

W o c h e n s c h a u .

Neuigkeiten aus dem Kunstleben Dresdens. — Da ich mich in gänzlicher Unkenntniß der Verhandlungen befinde, durch welche jetzt im Brühl'schen Palais dem deutschen Volke seine Freiheit mit verschwenderischer Hand zugemessen wird, so ziehe ich vor, Ihnen von den Dingen zu sprechen, von denen ich etwas weiß, von den Künsten.

Dresden hatte immer einen leichten Anstrich von Roccoco, und so hatten auch die Musen bei uns öfters mehr das Aussehen von Tanten, welche zierlich im Polonaisenschritt einher trippeln, als von muthwilligen, liebenswürdigen Nichten angenommen. Jeder Poet, der sich hierher verirrt, fand bald einen Kreis von alten Jungfern und sentimentalen Weiblein, die ihn so lange mit dem Puder ihrer Verehrung überschütteten, bis die Perücke fertig war, und wenn die Maler durchaus nicht zahm werden wollten, so machte man sie zu Professoren an der Akademie, was gemeinlich dieselben Dienste thut; Schauspieler und Sängere aber, die leichtesten aller Sterblichen, konnte man freilich nur zu Hofschauspielern und Kammerängern machen, was nicht immer ausreicht, so daß das Theater wirklich im Durchschnitt die frischeste aller Kunstanstalten blieb.

Die letzte Zeit, so schonungslos gegen deutsche Perücken, hat uns freilich vielen Puder ausgeklopft, aber der Zopf ist gestorben, „es lebe der Zopf!“ kann man in Dresden sagen, und so werden auch wohl bei uns immer einige Trümmer überwundener Standpunkte zu finden sein; begegnen wir doch täglich noch wandelnden Ruinen, die aus Tieck's Urania das Recept zur Unsterblichkeit herausgeschrieben zu haben scheinen, auch einigen Thränenweiden aus der Houwald-Arthur vom Nordstern'schen Periode stehen noch an der Weiseritz herum, die ohnehin noch manchen Geisteskindern des Magisters Ubique als kaskadische Quelle dient. Die vielen Blaustrümpfe, die in Ludwig Tieck ihren Gott verehrten, haben freilich meist dem emancipirten und durchlöcherten aus der Sahn'schen Periode Platz gemacht, und auch diese fangen bereits an zu veralten. Nur das junge Deutschland lebt noch und strebt noch, um zu verhüten, daß man es nicht etwa für altes Frankreich halte. Ueber all dieß sind wir raschen Flugs hinweg geflogen, und haben uns dormalen auf grüner Weide niedergelassen, wo wir als Gänseblümchen idyllische Dorfgeschichten erleben, in der stillen Hoffnung, daß wir an der Hand des Vaters derselben vom Land bald wieder in die Stadt an den alten geliebten Theetisch geführt werden.

Ob dies wirklich Berthold Auerbach's Absicht bei seinem neuesten Werke ist, kann ich Ihnen nicht verrathen, da er gegen seine Gewohnheit noch nichts über Stoff oder Form desselben verlauten ließ, außer einer, daß es ein Roman und von ziemlichem Umfang sei. Hoffentlich nicht so weitläufig, wie das neunbändige Riesenwerk, an dem sich Gupkow abringt und dessen Beschaffenheit in Dresden zu dem Bonmot führte, daß er

alle neuere geworfen und doch kein *Sommeur* gehabt habe. Otto Ludwig ist in der Uebersetzung einer Tragödie begriffen, von der man sehr Bedeutendes zu hoffen berechnigt ist, im Hinblick an die starke Kraft, die er in seinem Erbförster gezeigt hat.

Unsere berühmten Federn sind, wie Sie sehen, in rascher Bewegung, ob flatternd oder fliegend, muß der Erfolg zeigen; nicht minder thätig regt sich's in den Werkstätten unserer Maler und Bildhauer. Dresden hat keine eigene Schule, wie München oder Düsseldorf, und selbst Berlin oder Wien. Es hat im Gegentheil Sprößlinge aller verschiedenen Richtungen, die sich im deutschen Kunstleben geltend gemacht oder auch überlebt haben. So hat sich eine gute Portion Düsseldorfer Sentimentalität, nachdem sie in ihrem Geburtsort selber schon frischeren Richtungen den Platz hat räumen müssen, mit ihren Goldschmidt's Töchterlein, blonden Leonoren, sehr abgematteten Pilgern, See-, Land- und Kreuzfahrern aus den Stürmen der schönen Welt in unser stilles Thal geflüchtet, um da ein harmloses und gefühlvolles Leben zu führen. Unsere Dresdener Kunstkenner haben diese Richtung seiner Zeit so laut bewundert, daß sie jetzt den Athem verloren haben, selbst bei dem wirklich Guten und Auerkennungswerthen, was einzelne Männer dieser Richtung hervorbringen, wie es uns Dresdenern denn leicht begegnet, daß wir dem Fremden gleich bei seinem ersten Herannahen, ohne lange darnach zu fragen, was an ihm sei, die Schlüssel des Hauses auf sammetnem Kissen entgegen tragen, und ihn zu allen Thüren hereinrufen, um ihn bald darauf etwas weniger höflich zum Fenster hinauszumwerfen. Vielleicht ziehen wir an fremden Triumphwagen nur in der stillen Voraussetzung, daß die Gefeierten bald absteigen und sich an den unsrigen anspannen werden; welche Erwartung übrigens bisweilen sehr getäuscht ward, indem der Gast unbeweglich auf seinem Wagen sitzen blieb, selbst als sich das Zugvieh schon lange verlaufen hatte.

Die Münchener Schule wird durch Schnorr, Herrmann u. a. m. vertreten, die Berliner durch Rauch's trefflichsten Schüler: Nietschel.

Lehterer übernimmt jetzt zusammen mit dem nicht minder begabten Hänel die Verzierung des neuen Museums mit Sculpturen, über die ich Ihnen nächstens weiter zu berichten denke. Hoffentlich wird sich auch für Schnorr dabei eine Gelegenheit finden, seiner Thätigkeit ein schöneres Feld zu öffnen, als das Schulmeistern in der Akademie, weswegen es sich wahrlich nicht der Mühe verlohnt hätte, ihn München zu entziehen.

Bendemann ist in der Ausschmückung des Tanzsaales im Königl. Schlosse mit Fresken schon ziemlich vorgeschritten, unsere Künstler vereinigen sich in dem Urtheil, daß die beendigten Arbeiten viele einzelne große Schönheiten enthalten, wenn gleich für die meisten Compositionen weniger Figurenüberfluß und eine größere und einfachere Anordnung zu wünschen gewesen wäre.

Das Standbild Carl Maria v. Weber's soll demnächst in Angriff genommen werden und wird daraus hoffentlich der Stadt eine neue Zierde erwachsen. Wir sind nun begierig, ob Sie uns aus Leipzig bald ein Gleiches von Leibnitz berichten werden, für dessen Apotheose Sie auch schon seit Jahren collectirt, declamirt und musicirt haben.

Daß unsere erste Kammer in ihrer Weisheit die von der Regierung zum Wiederaufbau des im Mai 1849 abgebrannten Zwingertheils verlangte Summe abgeworfen hat, wird Ihnen bekannt sein. Die Wege der Herren sind unerforschlich, kann man wohl sagen, und noch wunderbarer der Grund, den Einzelne dafür angaben, daß nämlich die Ruinen als warnendes Denkmal jener Verirrung stehen bleiben sollten. Die edlen Herren hätten überlegen können, wie sich behaupten lasse, daß ihr eigenes Bestehen

zu diesem Zwecke vollkommen genüge, indem ohne jene verhängnißvolle Katastrophe die erste Kammer in ihrer jetzigen Zusammensetzung gewißlich längst durch Revision beseitigt wäre. — Es war ein besonderer Glücksfall für diese restaurirten Herren, daß ihnen gleich eine so schöne Gelegenheit geboten ward, die Restauration eines den Künsten und Wissenschaften geweihten Gebäudes zu verhindern und so ihr Müthchen an diesen ewigen Anstifterinnen aller Unruhen zu kühlen. Es geschah offenbar, um diese Lust zu büßen, denn wenn man 15 Millionen anleiht, so konnten die lumpigen 100,000 Thaler, die gefordert wurden, doch kaum ernsthaft in Betracht kommen. Es ist aber eine glückliche Erregungenschaft der neuern Staatskunst, daß sie den Ofenheizer so gut zu bezahlen pflegt, daß ihr kein Geld mehr übrig bleibt, um Holz zu kaufen, die Stube mag kalt bleiben, wenn nur der Ofenheizer warm sitzt. —

Unser Kunstverein leidet ungefähr an derselben Krankheit wie der moderne Staat, seine Einkäufe sind wunderbar mager und unbedeutend ausgefallen, dagegen sind diese meist unbedeutenden, großentheils schülerhaften Bildchen in einem höchst großartigen und prächtigen Saale ausgestellt, so daß auch hier die Schale außer allem Verhältniß zum Kern steht. Es ist eigenthümlich, daß beinahe alle deutschen Kunstvereine an der Krankheit zu leiden anfangen, für Nebendinge, als da sind: Local, Besoldung der Angestellten, Kunstvereinsgeschenke &c., unverhältnißmäßig viel Geld wegzuworfen, so daß für ihren eigentlichen Zweck, den Ankauf von Bildern, zu wenig übrig bleibt. Ohnehin kommen bei der Auswahl von Bildern tausenderlei Rücksichten ins Spiel, die mit dem Kunstwerthe derselben nichts zu thun haben. Einmal empfiehlt ein Professor seinen Schüler, ein andermal wird das Bild gekauft, weil des Künstlers Frau eben in die Wochen gekommen und drei Comitémitglieder zum Tauffchmauß mit gebeten sind, die sich daher mit dem Vater natürlich nicht auf einen ungemüthlichen Fuß setzen wollen. Ein drittes Mal stimmen alle Laien im Comité gegen ein Bild, weil es so gut ist, daß keiner der Künstler es über sich bringen kann, dasselbe von Herzen zu loben, so daß sie glauben, es müßte irgend welche ganz besondere Fehler haben, kurz es ist kein Gemälde so schlecht, daß man nicht einen Grund dafür, und keins so gut, daß man nicht viele dagegen fände. Die Theilnahmlosigkeit des Publikums thut auch das Ihrige dazu, den Schlendrian immer weiter um sich greifen zu lassen, und so kommt man zu Resultaten wie die oben von Dresden erwähnten, wo unter ein paar Duzend Ankäufen kaum ein halbes Duzend gute, und diese meist von Auswärtigen, angetroffen werden. Es ist daher sehr zu fürchten, daß nach und nach dieser ganze Zweig der Kunst in die Hände von Privatspeculanten gerathen wird, die allerdings zweckmäßiger einkaufen und wohlfeiler administriren, die aber auch ausschließlich dem Geschmack der Menge, d. h. dem schlechten Geschmack zu fröhnen genöthigt sind.

Unser Theater, dessen Repertoire höchst kläglich geworden war, hat sich seit der Anwesenheit unserer Diplomaten wieder verzweifelt aufgerafft und taumelt jetzt noch ein wenig schlaftrunken zwischen Herrn Purzel in Spanien, Macbeth in Schottland und dem Propheten in Westphalen hin und her. Sie verlangen nicht, daß' ich ihm nachrenne, so wenig als den singenden, geigenden und tastenhackenden Weltentzückern, die, aus den böhmischen Wäldern oder dem gelobten Land hervorgehend, erst Europa mit ihrem Ruhme erfüllen, und sich dann zu den Amerikanern, Kosaken, oder gar in eine kleine deutsche Residenz zu verlaufen pflegen um sich überall von den Zeitungscorrespondenten gegen ein Billiges als unerhörtes Meerwunder ausschreien zu lassen. —

Aus der Gesellschaft von Pest. — Für die Räder unserer Staatsmaschine ist noch immer nicht jener Meister gefunden, der sie in einander zu fügen, und durch eine wohlberechnete Triebkraft in gleichmäßige Bewegung zu setzen verstände. Ich will die gegenwärtige politische Pause dazu benützen, Einiges aus unserm gesellschaftlichen Leben mitzutheilen.

Zur genauern Verständigung erlaube ich mir noch eine kurze Vorbemerkung. Im Jahre 1848 ist die Politik auch außer Frankreich aus ihrem exclusiven Kreise herabgestiegen, um sich, wie einst die gefallenen Engel der Urzeit, mit den Kindern der Erde zu verbinden. Daß dieser Verbindung keine „Riesen“ entsprossen sind, haben wir freilich jetzt zu beklagen. Auch in Ungarn scheint eine allgemeine Apathie zu hausen, aber sie ist nur scheinbar; die Bewegung, welche nach außen gehemmt wurde, zieht sich in das innere Leben unseres Volkes zurück. Schon im Vormärz hatte unsere Municipalverfassung und die rastlose Thätigkeit der Parteien eine mächtige Rückwirkung auf das gesellschaftliche Leben in Ungarn ausgeübt, und da bei uns Dame Politik stets mit der Tricolore geschmückt erschien, so bahnte sie sich auch bald den Weg in unsere Salons und selbst in die Toilettenzimmer unserer Schönen. Der Fremde, welcher in der Soirée einer ungarischen Dame erschien, mußte beim Weggehen außer Zweifel über die politische Gesinnung der anwesenden Gesellschaft sein, wenn auch das Gespräch weder auf Metternich und Apönyi noch auf Kossuth und Batthyani geleitet worden war. Nationaltänze, ungarische Musik, ungarische Conversation, und honi Kleider — aus inländischen Erzeugnissen — waren das nothwendige Beiwerk einer gesellschaftlichen Unterhaltung im Hause eines Oppositionellen; Die Petschowitsche — Spottname für „Conservative,“ oder „Regierungsfreunde“ — sündigten schon negativ dadurch, daß sie sich nur wenig in Ungarn aufhielten, und in ihren Zirkeln in der Kaiserstadt war, wie jetzt in unserem Belagerungszustand, alles Nationale als „revolutionäres Abzeichen“ verpönt. Jetzt haben wir weder Municipien noch eigentliche politische Parteien, aber wir haben nichtsdestoweniger eine Opposition, und zwar eine solche, die um so mehr Eroberungen macht, je mehr sie belagert wird, ich meine die Opposition unserer patriotischen Frauen. Schon in früherer Zeit mußte es dem Beobachter auffallen, daß bei uns die Wohlthätigkeit besonders im Kreise der patriotischen Damen ihr Banner errichtet hatte, und jetzt ist das schöne Wirken dieser treuen Töchter des Vaterlandes fast der einzige Balsamtropfen für unseren großen nationalen Schmerz.

An der Spitze dieser Edlen steht der hiesige, noch im Vormärz gegründete, Frauenverein. Er hat seine Thätigkeit gleich nach Beendigung des Krieges trotz der vielen materiellen und selbst politischen Hindernisse wieder begonnen, und in dem verfloffenen Jahre hat manche von der metallnen Hand des Schicksals gebeugte Familie in ihm einen Tröster und Helfer gefunden. — Außerdem sind mehrere Damen bemüht, in ihrer nähern Umgebung und im großen Publicum den Sinn für ungarische Wohlthätigkeit wach zu erhalten. Unter den vielen Würdigen hat sich das schöne Kleeblatt: Die Frauen Bohus, Radák und Szücs eine besondere Popularität erworben. Das Glend, welches unser Kampf und sein unheilvoller Ausgang hinterlassen haben, bietet ihnen ein weites Feld für ihre unermüdlche Thätigkeit, und die Zahl der von ihnen, theils aus eigenen Mitteln, theils durch veranstaltete Sammlungen besleideten und unterstützten Honvéd und verunglückten Familien ist erstaunlich groß. Am 12. d. M. veranstalteten diese

Damen ein Dilettantenconcert im Casinosaale, wo Fräulein Semsey und Kubinyi auf dem Piano, Frau Orzovenszky auf der Harfe vor einem gewählten und zahlreichen Publicum ungarische Weisen producirten; Fräulein Masburg sang aus Lucrecia Borgia, und Fräulein Friedvalszky trug das schöne Lied „Ez a'világ“ — Diese Welt — von B. Egresky unter endlosem Applaus vor. Die Einnahme muß eine bedeutende gewesen sein, sie war für die Armen bestimmt. In demselben Saale werden im Laufe des Carnevals mehrere Bälle des Frauenvereins stattfinden.

Als Schoßkind unserer Nationalität — ungefähr wie die Waise eines verstorbenen theuren Freundes — wird von uns das Nationaltheater betrachtet, und die Direction scheut weder Mühe noch Opfer, um diese einzige schöne Frucht aus der Blüthenzeit unseres nationalen Aufschwungs zu pflegen. Im verflossenen Jahre sind außer einigen Originaldramen von Szigliety und Anderen auch mehrere neue Opern, darunter der „Prophet“ und „Banda“ (von dem Orchestermitgliede: Doppler), neben Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen zur Aufführung gekommen. Den Mangel einer engagirten Primadonna ersetzte Madame Lagrange durch 16 Wochen, jetzt ist die frühere, ungarische Primadonna, Fräulein Hollósy, welche eine Zeit lang in St. Petersburg die Helden von Világos durch ihre magyarische Kehle entzückte, wieder für unser Institut gewonnen, was hier unter den Hollósyenthustasten großen Jubel verursacht. Das Theater ist der einzige gemeinsame Zufluchtsort für unsere nationalen Seufzer; die leiseste Anspielung auf unsere Zustände schlägt an die gespannten Saiten unseres Herzens, eine Thräne erleichtert die beengte Brust, und während die Hand dem Darsteller Beifall zuklatscht, überströmt das Herz von heiligen Gelübden und frommen Wünschen für das bedrängte Vaterland. Sie werden mich einen Schwärmer nennen; aber kommen Sie nach Ungarn, leben Sie mit unserem Volke, werden Sie selbst ein Ungar, und ich will sie einen Gott oder — einen Stein nennen, wenn Sie nicht selbst zum Schwärmer werden. Ihr Deutschen seid in neuerer Zeit durch die Idee der Einigkeit auch auf die Nationalität geleitet worden, aber ihr bildet eine Nation von 40 Millionen Menschen und bewohnt fast ausschließlich und unbestritten Euer Territorium; wir sind ein zusammengedrängter Tropfen in ein Meer von feindlichen Elementen geschleudert. Ferner trinkt ihr Bier und esset viel Pöckelfleisch; ersteres macht schweres, letzteres wässeriges Blut, wie die Aerzte sagen. Wir trinken Wein und essen Gulyasfleisch; unsere Sonne brennt heißer, und das Blut fließt schneller in unserer orientalischen Race. Die Nationalität ist der Paprikapfeffer unserer geistigen Menage. Die Geschichte mag richten, wie unser nationaler Eifer im Vormärz zu Uebergriffen und Verkehrtheiten Anlaß gab; aber jetzt ist uns die Nationalität zur Religion geworden, ein heiliger Glaube der Väter, gereinigt durch die Leiden der Gegenwart. Es gibt dafür Kennzeichen. Früher erhoben wir wohl auch die Mittelmäßigkeit zum Himmel, wenn sie sich nur auf unserem nationalen Boden bewegte; jetzt grollen wir unsern Künstlern, wenn sie mit dem Staube der Gemeinheit an den Füßen den Raum unseres nationalen Tempels zu betreten wagen, und die Kritik ist nicht mehr eine höfliche Salondame, sondern die rächende Göttin der Nationalität. Ein Beispiel aus der nächsten Vergangenheit möge als Beleg dienen. Vor einigen Tagen wurde ein neues Volksstück „Két Sobri“ — die beiden Sobri — von dem beliebten und um die ungarische Musik wahrhaft verdienten Volksmusikdichter Benjamin Egresky zum ersten Male gegeben; das Publicum der Galerien brachte dem Verfasser pflicht-

schuldigt seinen Beifallsruf, obwohl das Stück ein gehaltloses Bänkelsängerproduct ist, und eher in eine Meßbude als in einen Tempel der Thalia gehört. Hierauf erhob sich ein Sturm in der ungarischen Presse, durch welchen zunächst auf das hemdärmliche Galeriepublicum, dann aber auf die Direction und besonders auf die „Commission zur Beurtheilung der Dramen“ ein Donnerwetter fiel. Als Hauptgrund des Zornes klang hindurch, daß wir in unseren nationalen Leistungen außer der allgemeinen Kritik noch den Flor und die Hebung unserer nationalen Kunst und Bildung vor Augen haben müßten. Der Magyar dürfe sich nie an Gemeinem erfreuen, und setz am wenigsten, wo es gelte, sich durch Adel, Schönheit und verständiges Urtheil über den Druck zu erheben und die Sympathien der Besten in der Welt zu gewinnen.

Noch verdient hier der Pest-Oefener Tonkünstlerverein Erwähnung. Er hat im vergangenen Jahre unter der Leitung seines eifrig thätigen Vorstehers, Baron Brónay, einen schönen Aufschwung genommen. Vor einigen Tagen nahm er in einer Versammlung der Mitglieder Namen und Organisation eines „Conservatoriums“ an. Der Vorsteher berichtete, daß der Fonds des Vereins während des verfloffenen bedrängnißvollen Jahres um 2000 Gulden Münze gewachsen und der Verein in den Stand gesetzt sei, fünf Lehrstellen für Musik zu errichten. Herr Willmars und Madame Lagrange haben während ihres Hierseins Bedeutendes für das Emporkommen dieses Instituts geleistet.

Besonders glänzend bewährt sich der Wohlthätigkeitsfuss unserer Patrioten gegen die unglückliche Stadt Losonz, die, wie bekannt, im Sommer 1849 durch die Russen gänzlich verheert wurde. Sammlungen laufen aus allen Gegenden des verarmten Vaterlandes ein, aber das höchste Lob gebührt unserem Dichter Herrn Vachot, der einen Almanach unter dem Titel „Losonczy Phönix“ herausgab, welcher bereits mehrere Tausend Gulden für die verunglückten Losonzer einbrachte. Auch unsere väterliche Regierung hat in ihrer Art ein Schärfelein beigebracht, denn das Buch sollte bereits Weihnachten ausgegeben werden, und liegt noch jetzt auf der — Polizei, mit der Aussicht, nächstens, aber mit Auslassung der darin enthaltenen Geschichte der Stadt Losonz, erscheinen zu dürfen. Auch an Büchern und andern wissenschaftlichen Utensilien für das vandalisch zerstörte Obergymnasium der Losonzer Protestanten gehen zahlreiche Sammlungen ein, und unter den menschenfreundlichen Spendern findet sich auch die Buchhandlungsfirma „Sahn“ aus Leipzig mit 160 Bänden. Mögen die übrigen Buchhandlungen Leipzigs diesem edlen Beispiele folgen; Ungarn bildet einen bedeutenden Markt für den deutschen Buchhandel, und Losonz heißt jetzt die Stelle, wo man mit Wenigem den Dank der ungarischen Nation erkaufen kann. △

Aus Prag. Verurtheilte und Pairs. — Die Grenzboten, ehemals so verboten und doch so beliebt, von Erzherzogen und Erzherzoginnen in der Hofburg Wiens begierig gelesen, als Vorläufer der neuen Zeit in freundlichem Andenken, sind gegenwärtig viel strenger verpönt und verfehmt. Was ist Metternich's gefallene Macht verglichen mit der Macht eines Generals!

Ihr früherer Correspondent aus Böhmens Capitale scheint den Muth verloren zu haben oder es hat ihm Indignation über Prags Zustände den Schreibefinger gelähmt.

Dem muß Rath werden; der Doffentlichkeit Deutschlands dürfen unsere Zustände nicht fremd bleiben, besonders heute nicht, wo man in Dresden auch für Deutschland dasselbe Glück vorbereitet, welches wir ertragen.

Ein Mörder erfreut sich der Wohlthat öffentlichen Verfahrens vor der Jury, er findet seinen Bertheidiger, — seinen Fürsprecher in seinem Ankläger selbst, die Jünglinge aber, welche man seit zwanzig Monaten eingesperrt hielt am Gradschin, sind preisgegeben einem Auditor und einem Confesse von Soldaten! Es wurde mehr in sie hinein, als aus ihnen heraus verhört, so lange, bis man eine Verschwörung zur Einführung der socialen Republik in dem Protocolle fertig hatte. Den unerfahrenen, durch die Tortur der langen Haft mürbe und zaghaft gemachten Knaben — einer davon war noch nicht volle sechszehn Jahre, als man ihn ergriff, — ward kein Bertheidiger, ward nicht die Garantie der Oeffentlichkeit, der Jury, ja nicht einmal die Garantie wirklicher und zuständiger Richter gewährt. Ein improvisirter Prevotathof saß über sie zu Gericht, dessen Mission nicht im Rechtsprechen, sondern im Verurtheilen besteht. Dieser Mission hat er entsprochen, hat aber damit die Regierung selber in Verlegenheit gebracht und compromittirt.

Sechszwanzig deutsche und sechszehn czechische Studenten wurden verurtheilt, zehn davon zum Strang, obwohl man das Urtheil aus Gnade sogleich auf zwanzigjährigen Kerker milderte, die übrigen zu schwerem Kerker verschiedenen Mafses zwischen fünfzehn und fünf Jahren, und das alles, weil die armen kindischen Burschen in ihren Burschenschaftskneipen für das Ideal einer socialen Republik geschwärmt und von ihr geträumt haben. Sociale Republik! Wollte doch der verurtheilende Prevotathof uns den Beweis geben, daß er überhaupt wisse, was das eigentlich für ein Ding ist und woher man das erforderliche Material zur Erzeugung dieses monströsen Hirngespinnstes bezieht. Die verurtheilten Republikaner kannten und kennen wohl das, was sie angeblich haben machen wollen, eben so wenig, als ihre Richter, aber verurtheilt sind sie darum doch, und erleiden dieselbe Strafe, welche der jüngst von der Jury schuldig erkannte Mörder erleiden wird für sein sehr concretes, wirklich begangenes Verbrechen. In der Aneipe von dem Phantome socialer Republik zu träumen, ist also in Oestreich dem Morde gleich, ja es ist sogar verpönter, als das wirkliche Proclamiren der Republik, verpönter, als die Entthronung der Dynastie; denn die Reichstagsmitglieder Ungarns, welche Beides zu Debreczin wirklich thaten und vollbrachten, wurden von dem blutigen Kriegesgerichte zu Budapesth gänzlich begnadigt und gehen frei aus, und doch nennt man das Recht, welches in Ungarn gesprochen wird, auch nicht übermäßig mild.

Daß diese Verurtheilungen allgemeine Indignation, selbst der sogenannten Gutgesinnten und in der Regel Unbarmherzigsten hervorriefen, daß man die Urtheile für eine, an Lächerlichkeit streifende Uebertreibung erklärte, mußte die Regierung selbst in gewisse Verlegenheit setzen, so daß entschieden ministerielle Blätter, wie der Lloyd, die Reichszeitung, die Strenge in unumwundenen Phrasen mißbilligten, daß selbst die österreichische Correspondenz, das directe Organ des Ministeriums, die Amnestirung in Aussicht stellen mußte. Die österreichische Correspondenz hat jedoch übersehen, daß Amnestie, um die erwünschte Wirkung zu haben, ein vollzogenes Verbrechen, ein gesetzlich begründetes, gerechtes Urtheil voraussetzt. In diesem Falle aber wird Amnestie nur ein Act verspäteter, also nicht mehr unbesleckter Gerechtigkeit. Denn Ungerechtigkeit hat den incompetenten Gerichtshof geschaffen, der mit willkürlichem Verfahren ein willkürliches Urtheil sprach, Amnestie macht das Unrecht nimmer gut.

Sechs der Inhaftirten wurden wegen Mangels an Beweis ab instantia los gesprochen, keineswegs aber losgelassen, sondern unmittelbar nach der Urtheils-

publication in den Soldatenrock gesteckt und in böhmische Festungen gesendet, und bei solchen durchaus gesetzwidrigen, rein willkürlichen Vorgängen spricht die österreichische Correspondenz von der Strenge des Gesetzes, welche kaiserliche Gnade mildern werde? bei solchen Attentaten gegen das Recht des Einzelnen faselt man von dem Rechtsstaate Oestreich? und auf diesem Wege glaubt man den österreichischen Gesamtpatriotismus zu erzeugen? Wir kommen endlich dahin, das Ministerium bedauern zu müssen in seiner kläglichen Situation. Wir können den einzelnen Persönlichkeiten desselben unmöglich zutrauen, daß derlei Vorgänge ihrer Sinnesart zusagen, wir trauen ihnen hinreichenden Scharfblick zu, um zu erkennen, daß dies der Weg nicht sei, auf dem Oestreichs Völker zum Enthusiasmus für Oestreichs Bestand geleitet werden können. Dennoch treiben die Militärgerichte förmliche Piraterie, der Säbel beherrscht Alles, die Justiz, wie die durch denselben zu Grunde gerichteten Finanzen, vielleicht auch den nächstens an das Licht tretenden Reichsrath, welcher bestimmt zu sein scheint, den archimedischen Hebelpunkt zu bilden, um die Verfassung, und mit ihr das Ministerium zu heben.

Schon spricht sich der Lloyd, das Organ der Hocharistokratie, ganz unverholen über die Nothwendigkeit einer neuerlichen Verfassungsreorganisation aus, und erklärt ganz naiv, alle seit dem 24. Febr. 1848 gegebenen Verfassungen seien revolutionär, also unmöglich, die Verfassung vom 4. März sei nur gegeben worden zur Beschwichtigung der Revolution! z. B. heute sei diese beschwichtigt, folglich — müsse man eine andere geben, eine österreichische Pairie begründen. Die Loyalität unsers Adels scheut sich nicht, zum Bruche kaiserlicher Zusagen unbedenklich anzurathen, eine perfide Utilitätspolitik zu empfehlen, um das verbrämte Pairbarett zu erlangen; wäre es unserer Partei nicht um eine verständige Wahrung des monarchischen Princips ernstlich zu thun, wir würden gegen jene Pairseireitung wenig einwenden, denn sie eben wäre das Grab des österreichischen Adels und würde das demokratische Princip in Oestreich vorbereiten.

Im Jahre 1848 bewies Oestreichs Adel seine totale Unfähigkeit; wo war damals der Adel? Hat er sich um den bedrohten Thron gesammelt? Hat er Opfer angeboten, die gefährdeten Finanzen zu stützen? Nichts von alle dem geschah, die Stände Böhmens insbesondere, sie fanden nicht einmal den Muth, sich zu versammeln, sie fraternisirten feig mit den Männern, welche in jenem März die Bewegung beherrschten und mächtigten, Ungarns wie Galiziens Toryadel verkroch sich, und verwaiset, verlassen stand Kaiser Ferdinand auf dem umwogten Brack seines Staatsschiffes. Heute aber wollen diese Kraftlosen die Pairie für sich und ihre Erstgeborenen, um etwas voraus zu haben vor dem übrigen Volk, dem sie jämmerlich den Hof gemacht, als es momentan die Macht besaß.

Heute glauben diese Herren, in ihnen ruhe das monarchische Princip, als ob die vis inertiae überhaupt ein Factor sein könnte in politischen Gährungsprocessen. Möge der Lloyd bedenken, daß die Unmöglichkeit der Pairie von dem Hochadel selbst durch unritterliche Muthlosigkeit im Jahre 1848 bewiesen worden ist. K.

Drei Bücher neuester Geschichte. — 1815 — 1850. Von Dr. Friedrich Steger. Braunschweig, Westermann. — Das Buch hat vor den zahlreichen andern, die in der letzten Zeit geschrieben sind und den nämlichen Gegenstand behandeln, den großen Vorzug: es ist kurz und dabei doch ziemlich vollständig, es ist in liberalem Sinne geschrieben und dabei doch mit leidlicher Unparteilichkeit; eudlich, man merkt

überall den gebildeten Mann heraus, der seine historische Auffassung nicht erst aus der Bossischen zu schöpfen braucht. Hätte der Verfasser bei einer genauern Revision die Ungenauigkeiten im Detail ausgewischt, die zuweilen unverzeihlich sind, so würden wir seine Schrift noch eindringlicher als ein Handbuch für das gebildete Publicum empfehlen, als wir es schon jetzt im Stande sind.

Ein neues Drama von Georges Sand. — Georges Sand hat durch die in idyllischer Art angelegten Dorfgeschichten, die ihre letzte Thätigkeit vor der Revolution bezeichnen (*Jeanne, La mare au diable, François le Champi*), ein Genre, welches eigentlich ihrem Wesen ganz fern zu liegen schien, einen so großen Erfolg errungen, daß sie nach ihrer kurzen Wirksamkeit im Schooß der revolutionären Regierung dasselbe wieder aufgenommen hat. Zuerst hat sie ihren *François le Champi* für die Bühne bearbeitet, und damit so viel Glück gemacht, daß es aus dem Werth des Stückes in keiner Weise zu erklären ist, daß man es nur begreifen kann, wenn man die Uebersättigung des französischen Publicums an der raffinirten Unnatur der bisherigen Erfindungen in Rechnung zieht. Jetzt hat sie ein eignes Drama der Art geschrieben: *Claudie*, welches im Wesentlichen auf die Manier *Felix Pyat* und *Eugen Sue* herauskommt, allerdings sehr veredelt und idealisirt. Ein tugendhafter Vater Proletarier, eine gefallene Tochter, die ihre Schuld durch lange Buße und später durch eine reine Liebe sühnt, ein nichtswürdiger Verführer, der ad absurdum geführt wird, und die angemessenen gutmüthig polternden Nebenfiguren. Das Talent unserer Dichterin hat auch diesem Drama lebhaftere Anerkennung verschafft; aber als einen Fortschritt in der Kunst kann man es nicht ansehen, es ist eigentlich doch nichts als das alte Familien-Genre, auf eine niedrigere Classe angewendet, und darum mit noch kleineren Gesichtspunkten, noch größerer Misère, und noch faustdickerer Moral ausgestattet. Die Anwendung des alten Spruchs: Wer sich ohne Schuld fühlt, hebe den ersten Stein auf, auf moderne *Marie Magdalenen* ist im höchsten Grade human und löblich, wenn nur die Humanität nicht auf Kosten der innern Wahrheit ausgeführt wird.

Die neuesten englischen Expeditionen zur Auffindung Franklin's und Crozier's. Seit mehr als 5 Jahren sind die Schiffe *Crebus* und *Terror* unter den Capitänen *Franklin* und *Crozier* im Eise des nördlichen Amerikas verschwunden, aber noch immer blickt das Auge der Engländer erwartungsvoll nach den finstern Gestaden, an welchen zwei hochgeachtete Männer mit ihren guten Schiffen und einer auserwählten Mannschaft verloren gingen. Zu theuer ist durch ihren Verlust die brennende Neugier der Engländer, eine nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, bezahlt worden. Es ist bekannt, daß *Franklin* mit seiner Expedition am 26ten Mai 1845 die Themse verließ, seitdem ist er zuletzt am 26ten Juni 1845 von einem Wallfischfahrer in der *Baffinsbay* gesehen worden, mit beiden Schiffen ruhig an einem Eisberg festgelegt und die Auflösung der hindernden Eismassen erwartend. Was später bis in die neueste Zeit von ihm und seinen Schiffen gemeldet wurde, daß sie von Eskimos gesehen worden, daß Flaschen mit verhängnißvollen Inschriften an verschiedene Küsten angeschwemmt worden, hat sich als unsicher oder unwahr erwiesen. Die Schiffe aber waren gut ausgerüstet, reichlich auf 3—4 Jahr mit Lebensmitteln versehen, man nimmt in England gern an, daß sie durch Jagd an den nordischen Küsten wohl noch Borrath für 1—2 Jahr einzuschaffen vermocht hätten, und will deshalb noch jetzt die Hoffnung nicht aufgeben, die Verlorenen

lebend wiederzusehen. Waren die Engländer sanguinisch in ihrem Hoffen, so waren sie auch entschlossen im Handeln. — Die Regierung hatte bereits im Jahr 1848 drei Expeditionen zu gleicher Zeit abgesandt, Franklin zu suchen: die Capitains Moore im Plover und Kellett im Herald durch das stille Meer und die Behringsstraße, um von Westen aus durch das Eis den Verschwundenen entgegenzufahren; der Plover hat den Winter von 1849 zu 50 nördlich vom Eiskap durchgemacht, das Schiff sollte im Jahre 1853 zurückkommen. Man erwartet noch Nachrichten über ihre Erfolge. Die zweite Expedition geschah zu Land von Richardson, dem treuen Gefährten Franklin's auf einer früheren Landexpedition im Jahr 1825, und von Dr. Johann Rae wieder zu Land durch das Gebiet der Pelzcompagnie an die Mündung des Mackenzieflusses und die Nordküste von Amerika. Richardson ist im November 1849 nach England zurückgekehrt, ohne etwas gefunden zu haben; Rae hat noch eine Expedition im Jahre 1849 gemacht und für das Jahr 1850 indianische Jäger gedungen, welche an der Mündung des Kupfergrubenflusses bleiben sollten, um etwa dorthin dringenden Schiffen hilfreiche Hand zu leisten. Ob auf diesem Wege etwas entdeckt worden ist, weiß man noch nicht. — Die dritte Expedition von 1848 war die bekannte von James Ross mit der Enterprise und dem Investigator, welche in den Grzb. 1849 IV. Quartal S. 460 bereits behandelt wurde. Ross traf im November 1849 — bereits aufgegeben — in England wieder ein, mit den bekannten ungünstigen Berichten. — Außerdem ging im Jahre 1849 Capt. Saunders mit dem Nordstern in See, um James Ross aufzusuchen, er ist wahrscheinlich zu weit nach Norden gegangen und hat überwintern müssen. Auch von ihm ist uns noch kein Bericht bekannt. Seitdem die Versuche der Jahre 1848 und 1849 sich als fehlgeschlagen erwiesen, haben die Engländer noch größere Anstrengungen gemacht. Am 20. Januar 1850 sind der Investigator und die Enterprise unter Collinson und Mac Clure auf drei Jahr ausgerüstet nach der Behringsstraße gesegelt, um mit dem Plover, der bis zum Jahr 1853 in jenen Gegenden weilen soll, gemeinsam zu operiren, und von da nach Nordosten vorzudringen. Von Osten her aber durch die Lancasterstraße sind von der Regierung gesandt worden: Capt. Austin in der Resolute; Capt. Dmmaney in der Assistance; Lieutenant Osborne im Pionier; und von Privatleuten ausgerüstet: die Lady Franklin, (Capt. Penny) die Sophie, und der Felix, letzterer unter dem alten John Ross. Außerdem spähen alle Wallfischfahrer und Robbenfänger mit fieberhafter Aufregung durch die Eisnebel nach Spuren der Verlorenen; denn das Suchen und Finden ist eine Herzensangelegenheit aller Seeleute des Nordens geworden, und die englische Regierung hat jedem Schiff ohne Unterschied der Nationalität, welches behilflich sein würde, Franklin aus dem Eise zu befreien, eine Belohnung von 20,000 Pfund Sterling zugesichert. Vergebliche Hoffnung!

Der Livländer Joh. Reinhold v. Patkul und seine Zeitgenossen — Von A. Wernich, 1. Bd. Berlin, Schneider & Comp. — Ein zweckmäßiger Stoff für eine historische Monographie. Patkul's Leben ist auf das Innigste in die Cultur- und Rechtswicklung sämmtlicher osteuropäischer Länder verwebt, die bedeutendsten Persönlichkeiten jener wunderbar abenteuerlichen Zeit greifen in sein Schicksal ein, und doch ist in demselben so viel Einheit, daß es einer künstlerischen Composition nicht widerstrebt. Soweit uns das Werk jetzt vorliegt, ist die Ausführung gewissenhaft und verständig, wir behalten uns vor, nach seiner Vollendung noch einmal ausführlicher darauf zurückzukommen.

Die Handwerker von Paris. — Seitdem Georges Sand in ihrem Roman: *le compagnon du tour de France* die eigenthümliche, sehr praktische und doch an's Mystische streifende Organisation, welche sich die Gefellen auf der Wanderschaft gegeben haben, dem belletristischen Publicum interessant gemacht hatte, sind eine Reihe Novellen und politisch-socialer Abhandlungen erschienen, die sich auf denselben Gegenstand stützen. Eugen Sue fing in einer Episode des *Juif errant* damit an, und protegirte, um vor der Sand doch etwas voraus zu haben, diejenige Verbindung, welche jene als die wildeste und am meisten in den Fanatismus ihrer Mystik verstrickt dargestellt hatte, die *Devorants* (corumpirt aus *devoirants*, d. h. Mitglieder eines *devoir*, einer Verpflichtung), während er in den Gegnern derselben, den *Enfans de Salomon* oder den *Gavots* die leidenschaftlicheren schilderte. — Bis jetzt sind diese Novellen in der Regel vom socialistischen Standpunkt aufgefaßt, während die englischen Proletarier-Romane es ernster mit der Lösung so schwieriger Probleme nehmen, z. B. der Verfasser von *Mary Barton*, welches wir vor einigen Wochen besprachen, und von dem eben ein neuer Roman erschienen ist: *The Moorland Cottage*, mit Illustrationen von Birket Foster. — In unsern Tagen, wo alle Welt nach Gegengiften gegen den verhängnißvollen Trank des Socialismus sucht, muß auch der Hunger des Publicums nach Gräueltthaten und unnatürlichen Geschichten der „Sache der Ordnung und der Gesellschaft“ dienen. Uns liegt ein Roman von *André Thomas* vor, der in diesem Sinn gehalten ist: *les ouvriers de Paris*. — Man kann wohl sagen, daß der Verfasser den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben sucht, der Teufel Obersten. Die Proletarier-scenen, in deren Mitte wir versetzt werden, sind so wüst und schauerlich, daß kaum Eugen Sue sie ärger hätte machen können; und sie sind in jener krankhaften Fieberaufregung geschildert, die überhaupt das Charakteristische der neuen französischen Novellistik ist. Aber sie sollen dem guten Zweck dienen, der Arme soll den Reichen nicht beneiden, denn der Reichthum macht blasirt, und der Arme soll ordentlich leben, denn jede Unordnung bringt ihn tiefer herunter. Diese Lehren, verbunden mit einiger Satyre auf die Phalansterien u. s. w., sind der erbauliche Theil des Romans, der andere steht damit in keiner Verbindung. Denn auch hier findet der Arme, daß im Reichthum alle Macht liegt, zum Bösen wie zum Guten, und so lange eine solche Machtentwicklung, wie die Fülle des Genusses, dem Menschen als Ideal vorschwebt, ist der Neid nicht wohl zu vermeiden. — Belehrender sind eine Reihe anderer Schriften, die mit dem Streben einer gründlichen Forschung, ohne die Voraussetzung eines fertigen und abgeschlossenen Systems, in die Natur der Arbeiterverhältnisse einzudringen suchen. Es sind folgende: *Histoire de la Classe ouvrière, depuis l'esclave jusqu'au prolétaire de nos jours*, von Robert (du Var); 4 B. — *Le Livre d'or des Métiers, histoire des Corporations ouvrières etc.* von Paul Lacroix und Ferd. Serré; 6 Bde. — *Histoire des Anciennes Corporations d'arts et métiers de la ville de Rouen*; von Duin-Lacroix. — *L'Europe en 1848, ou Considérations sur l'Organisation du Travail, le Communisme et le Christianisme*, vom Abbé Gaume.

Aus Dresden. Fremde Journalisten. — Es gibt keinen größeren Irrthum, als die Annahme, daß die zeitweilige Ansiedlung von einem halben hundert Diplomaten eine merkliche Aenderung in der Physiognomie Dresdens hervorgebracht habe. Man hört Fremde darüber klagen, daß sie nirgend ein Anzeichen von der wichtigen Versammlung verspüren, welche über die nächste Zukunft unseres Volkes entscheiden soll.

Die deutsche Weltgeschichte aber spinnt bei uns so eingezogen, so heimlich wie Frau Holle im Märchen, daß man nicht viel mehr von ihr zu sehen bekommt, als den schmutzigen Sand, der als eine unschöne Nothwendigkeit die an dem Conferenzzpalais vorbeiführende Straße bedeckt, um das Wagengerassel zu vermindern, nach dem Dresdner Volkswitz aber, um uns in die Augen gestreut zu werden.

Die Conferenzen! Sie wissen, daß es bei den zu gewinnenden Resultaten auf eine Ueberraschung abgesehen ist. Und wenn ein ministerielles Berliner Blatt sich noch vor Kurzem kleine Indiscretionen erlaubte, so scheint ein um so strengeres Festhalten am Princip der verschlossenen Thüren jene vorlauten Veröffentlichungen der Deutschen Reform wieder gut machen zu sollen. Als ich jüngst einem hier durchreisenden Freunde die Statuen am Palais zeigte, und wir bei dieser Gelegenheit einige Minuten bei denselben am Brühl'schen Palais stehen blieben, bedeutete uns eine Stimme, deren fernige Frische zugleich eine stillschweigende Bitte um Vermeidung jeglichen Widerspruchs enthielt, daß „dies“ gegenwärtig nicht erlaubt sei. Dieses „dies“ ist freilich ein unbestimmter Begriff; zum Glück vermeidet die ohnehin abgestumpfte Neugier des wohlgezogenen Dresdners zum meist die Augustusstraße und das heilige Schweigen des großen Saales wird von keinem eingebornen Frager unterbrochen.

Nicht ohne Grund betone ich die „eingebornen“ Dresdner; denn vor und hinter den Congressdeputirten her ist ein unruhiges und unzufriedenes Volk bei uns mit eingezogen, das gewerbemäßig den ganzen Tag „Nachrichten aus der besten Quelle“ empfängt. Die Journalisten, die Correspondenten, die stillen Beobachter sind es, die aus Pflicht und Beruf das Interesse an den Conferenzberathungen, d. h. die Indiscretion, repräsentiren und darin den grellsten Gegensatz zum Eingebornen bilden. Den herabgelassenen Vorhang des Brühl'schen Palais betrachten sie als ein Zeichen offener Feindseligkeit. Dem ersten Schrecken über die zeitungsstofflosen letzten Decembertage des vergangenen Jahres ließen sie bald eine Entschlossenheit folgen, von der einzelne Zeitungen schon abschreckende Belege veröffentlicht haben. Die Federthätigkeit der auswärtigen Correspondenten, die man theils auf einem vielbesuchten Café, theils auf dem literarischen Museum tagtäglich beobachten kann, ist in der That erstaunlich. Früh und spät berichten diese Arbeiter im Weinberge der Völker über immer neue erstaunliche Projecte, die den Berathungen vorgelegt werden sollen, als ob der heilige Geist sie inspirirte. „Noth bricht Eisen“, schreiben müssen die Herren, es ist am Ende ebenso amüsant zu erfinden, als zu erhorchen. Das einzige Beröhnende dabei ist, daß es unter den Quellenerfindern wenigstens einzelne offene humoristische Seelen gibt. „Machen die Conferenzherren im Stillen ihre Weltgeschichte,“ — sagte mir ein Unbekannter mit fast undeutschem Accente, — „nun dann machen wir weniger geheimnißvoll auch die unsrige; wir erfinden Maasregeln, wie sie, und unsere sind nicht schlechter.“ So rächt sich ein gereizter Journalist.

Vor einem Jahr noch eine Mischung von Restaurationsgelüsten und revolutionärer Unsitte! Jetzt Alles untadlig, aristokratisch, harmonisch, keine Mischung mit Plebejerthum! Die Hofuniformen, die Wappen, die Equipagen feiern ihren wiedergekehrten Frühling. Mit dem steigenden Selbstvertrauen kehrt auch der alte Glanz und die alte Würde zurück und das Andenken an die magern Tage der Revolution verblaßt vor dem blendenden Lichtschimmer des königlichen Thronsaales. Restauration! Roccoco! Ruhe!

Verlag von **F. V. Herbig**. — Redacteurs: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von **C. C. Elbert**.